



Weihnachtsfeier zu Hause

Kerzen am Christbaum anzünden.

Die Familie versammelt sich vor der Bescherung zu einer besinnlichen Feier. Beginn mit einem Lied – singen oder von der CD

Stille Nacht, heilige Nacht

Text: Joseph Mohr (1816)

Melodie: Franz Xaver Gruber (1818)

1. Stil - le Nacht, hei - li-ge Nacht! Al - les schläft, ein - sam wacht
 nur das trau-te, hoch-hei - li-ge Paar. Hol - der Kna - be im lock - i-gen Haar,
 schlaf in himm - li-scher Ruh, schlaf - in himm - li-scher Ruh.

2. Stille Nacht, heilige Nacht!

Gottes Sohn, o wie lacht
 Lieb aus deinem göttlichen Mund
 Da uns schlägt die rettende Stund,
 Christ, in deiner Geburt,
 Christ, in deiner Geburt.

3. Stille Nacht, heilige Nacht!

Hirten erst kundgemacht,
 Durch der Engel Halleluja.
 Tönt es laut von fern und nah:
 Christ, der Retter ist da,
 Christ, der Retter ist da.

Am Beginn unserer Feier möchte ich Euch eine kleine Geschichte vorlesen, die wirklich passiert ist und zwar in Brasilien. Bischof Claudio Hummes, der auch heute noch Bischof in Brasilien ist, hat diese Geschichte selbst erlebt. Hier seine Erzählung:

Die neuen Nachbarn

Eines Tages ging ich wieder einmal in eine Favela. So nennt man bei uns in Brasilien die Armenviertel. Ich wollte dort die Schwestern besuchen, die sich um die Armen kümmern. Aber sie waren nicht in der Wellblechhütte, die sie früher bewohnt hatten. Ich fand sie schließlich zwei Häuser weiter. Dort wohnten sie nur mehr in einem einzigen Raum. "Was ist los?" frage ich die Schwester, die gerade zu Hause war. „Ach, Herr Bischof, das ist schnell gesagt. In diesem Zimmer wohnte eine sechsköpfige Familie. Wir Schwestern

lebten aber zu zweit in zwei Räumen. Da haben wir uns gesagt: Ist es nicht richtiger, dass diese Familie zwei Räume hat? Wir können auch mit einem Raum auskommen. Und so haben wir der Familie unsere beiden Zimmer angeboten, und sie waren ganz selig, als sie umziehen konnten.“

„Aber“, fügte sie hinzu, „da sie gerade nach unserer Wohnung fragen, da will ich ihnen noch etwas erzählen, was uns tief berührt hat. Als wir nämlich vorige Woche in unsere alte Wohnung gingen, um die Familie zu besuchen, da saßen die Familienmitglieder wieder zu sechst in einem Zimmer. In dem zweiten Raum hatte sich eine andere Familie mit sieben Personen niedergelassen. Wir machten große Augen. Aber die Frau sagte zu uns, gleichsam um sich zu entschuldigen: Liebe Schwester, nachdem wir einige Tage umgezogen waren, da stand auf der Straße eine andere Familie, die wir nicht kannten, sie war völlig mittellos, denn sie kam gerade von Nordosten. Sie sind Zuwanderer wie wir alle. Da haben wir gedacht: Ehe die Familie ohne etwas über dem Kopf auf der Straße steht, können wir auch zusammenrücken, das sind wir ja gewohnt. Und seitdem ist die Familie unser Nachbar.“

„Diese Geschichte ist zwar nicht gerade zu Weihnachten passiert, aber ich denke für diese Familie, die nun ein Dach über dem Kopf hatte, war es wie Weihnachten. Sie wurden durch die Liebe der anderen reich beschenkt, die ihnen ihre Wohnung zur Verfügung gestellt hatten.

In dieser Heiligen Nacht geht es genau darum – es geht um das Geschenk der Liebe. Wir feiern, dass Gott uns seinen Sohn geschenkt hat. Er wurde als kleines Kind mitten in Nacht in unsere Welt geboren, weil er uns nahe sein wollte. Leider hatte er damals nicht das Glück, eine Wohnung oder ein Zimmer zu bekommen. Vielmehr mussten seine Eltern – Maria und Josef - in einem Stall Zuflucht nehmen. Dort wurde der Sohn Gottes geboren. Aber er hat sich nichts daraus gemacht und brachte uns trotzdem das Licht der Hoffnung und der Liebe, damit wir wissen, dass wir einen liebenden Vater im Himmel haben. Mit seiner Liebe und seinem Segen ist er auch heute Abend bei uns.“

Alle Jahre wieder

Text: Wilhelm Hey (1789-1854)
Melodie: Friedrich Silcher (1789-1860)

The image shows a musical score for the hymn 'Alle Jahre wieder'. It consists of two staves. The top staff is the vocal line, and the bottom staff is the piano accompaniment. The key signature is one sharp (F#) and the time signature is common time (C). The melody is simple and melodic. The lyrics are written below the notes. Above the notes, there are chord symbols: D, A7, D, A7, D, A7, D, A on the first staff, and D, G, D, G, D, A, D on the second staff.

1. Al- le Jah- re wie- der kommt das Chris- tus- kind
auf die Er- de nie- der, wo wir Men- schen sind.

2. Kehrt mit seinem Segen
ein in jedes Haus,
geht auf allen Wegen
mit uns ein und aus.

3. Sagt den Menschen allen,
dass ein Vater ist,
dem sie wohlgefallen,
der sie nicht vergisst.

4. Steht auch mir zur Seite
still und unerkant,
dass es treu mich leite
an der lieben Hand.

Hören wir nun die Geschichte, was in der heiligen Nacht vor über 2000 Jahren geschah, als Jesus für uns geboren wurde:

Das Weihnachtsevangelium – Frohe Botschaft nach Lukas

So zog auch Josef von der Stadt Nazareth in Galiläa hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, die Betlehem heißt, denn er war aus dem Haus und Geschlecht Davids. Er wollte sich eintragen lassen mit Maria, seiner Verlobten, die ein Kind erwartete. Als sie dort waren, kam für Maria die Zeit ihrer Niederkunft, und sie gebar ihren Sohn, den Erstgeborenen. Sie wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war.

Lukas Evangelium 2,4-7

oder

Weihnachtsevangelium neu erzählt:

In Rom brauchte Kaiser Augustus dringend Geld. Darum befahl er seinen Beamten folgendes: "In allen Ländern, die ich beherrsche, sollen die Namen sämtlicher Einwohner aufgeschrieben werden! Denn ich will sichergehen, dass alle ihre Steuern an mich bezahlen." Diese Anordnung ging in alle Teile des riesigen Römischen Reiches. Auch das ferne Israel, wo Maria und Josef lebten, gehörte zu diesem Reich und musste sich dem Willen des Kaisers beugen.

Deshalb sagte Josef eines Tages zu Maria: „Wir müssen in meinen Geburtsort Bethlehem wandern und unsere Namen in die römischen Listen eintragen lassen.“ Eine tagelange Reise stand ihnen bevor, und Josef machte sich Sorgen um Maria und ihr Baby, das bald auf die Welt kommen sollte. Aber es blieb ihnen nichts anderes übrig. Todmüde erreichten sie endlich Bethlehem. Aber zu ihrer Bestürzung wimmelte es in der Stadt von Menschen! So gab es in ganz Bethlehem keine freie Unterkunft, kein einziges Nachtlager für sie. Alle Herbergen waren brechend voll. Marias Baby drängte jetzt aber auf die Welt. Sie mussten einfach irgendwo unterkommen!

Schließlich fanden sie doch noch einen ungewöhnlichen Platz: Eine Höhle, in der Kühe und Esel übernachteten. Hier konnten sie gerade noch ihr Lager ausbreiten. Dann gebar Maria ihren kleinen Sohn. In diesem dreckigen Stall gab es keine behagliche Wiege für das Baby, nur die Krippe, den Futtertrog, aus dem die Tiere fraßen. Josef bettete ihn mit frischem Heu aus, während Maria das Kind wickelte. So kam es, dass der neugeborene König, der Sohn Gottes, in einer Krippe schlief.

Draußen, in den Hügeln vor Bethlehem, hatten die Hirten ihre Schafe in den Pferch getrieben. Während die Tiere dort zusammengedrängt schliefen, hielten die Hirten Wache, um die Herde vor wilden Tieren und anderen Gefahren zu beschützen. Alles war stockdunkel und still. Da zerriss plötzlich ein strahlendes Licht die Finsternis. Den Schäfern taten die Augen weh, so sehr blendete sie dieses Licht. Und auf einmal stand da ein Engel. Er sprach mit lauter, klangvoller Stimme zu den Hirten: „Fürchtet euch nicht! Ich bringe euch die schönste Nachricht, die je ein Mensch erhalten hat! Die rettende Nachricht für euch und für die ganze Welt! Heute wurde in der Stadt Bethlehem euer König geboren, den euch Gott versprochen hat. Lauft hin und prüft es selber nach! Ihr werdet ihn in einer Krippe finden.“ Dann war der Himmel plötzlich voller Engel, die begeistert sangen: „Ehre sei Gott im Himmel, und Frieden ist auf der Erde bei den Menschen, die ihn lieben.“ Danach verlöschte das Licht langsam, und der Gesang

verhallte. Alles war wieder stockdunkel und still. Die Hirten holten erst einmal tief Luft. Dann sagten sie zueinander: „Kommt, wir wollen tun, was der Engel gesagt hat. Die Schafe werden heute Nacht auch ohne uns zurechtkommen.“ Rasch liefen sie nach Bethlehem. Dort fanden sie das Baby genauso, wie der Engel es ihnen gesagt hatte: nicht in einem prächtigen Palast, auch nicht in einem vornehmen Haus, nicht einmal in einer Herberge. Nein, sie fanden den König der Welt in einem Tierstall, und er schlief in einer Futterkrippe!

Die Hirten erzählten Maria und Josef aufgeregt, was sie draußen bei ihren Tieren erlebt hatten. Maria hörte aufmerksam zu und merkte sich jedes Wort. Nicht die kleinste Kleinigkeit in dieser Nacht wollte sie je vergessen! Später mussten sich die Hirten auf den Rückweg machen, um ihre Schafe zu versorgen. Als sie durch die dunklen Straßen liefen, brach schon der Morgen an. Die Bewohner von Bethlehem hörten in ihren Betten erstaunt die tiefen, kräftigen Stimmen der Hirten. Sie sangen überglücklich Lieder zum Lob Gottes: die allerersten Weihnachtslieder!

O du fröhliche

www.franzdorfer.com

C F C C F C C G D G C

O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende

7 G D G G C

Weihnachtszeit! Welt ging verloren, Christ ward ge-

12 C F C C F Em Dm C G7 C

bo - ren: Freue dich, o Christenheit.

2. O du fröhliche, o du selige,
gnadenbringende Weihnachtszeit!
Christ ist erschienen, uns zu verstehen:
Freue, freue dich, o Christenheit!

3. O du fröhliche, o du selige,
gnadenbringende Weihnachtszeit!
Himmliche Heere jauchzen dir Ehre:
Freue, freue dich, o Christenheit!

Stellen wir nun alle Menschen unter Gottes Schutz, an die wir denken:

- unsere Verwandten, wir denken dabei besonders an ... (es können jeweils von den Anwesenden Namen genannt werden, die sie unter den besonderen Schutz Gottes stellen möchte)
- unsere Freunde, wir denken ...
- alle Menschen, die krank oder in Not sind
- alle Menschen, die heute nichts oder zu wenig zu essen haben
- alle Menschen, die heute keinen Platz zum Feiern haben
- ...

Beten wir für alle diese Menschen gemeinsam das „Gegrüßet seist Du Maria“:

Gegrüßt seist du Maria voll der Gnade,
der Herr ist mit dir.

Du bist gesegnet unter den Frauen
Und gesegnet ist die Frucht deines Leibes Jesus.
Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder,
jetzt und in der Stunde unseres Todes Amen.

Weihnachtssegen

Gott wir danken Dir, dass Du uns Deinen Sohn gesandt hast.
Er ist das Licht, das unsere Dunkelheit erhellt.
Er ist die Liebe, die unsere Herzen weit und froh macht.
Möge Gott sein Licht alle Tage unseres Lebens leuchten lassen.
Möge er mit seinem Frieden unsere Herzen erfüllen.
Wie die Hirten in dem neugeborenen Kind den Heiland der Welt erkannten, so mögen
auch wir Jesus Christus als Retter und Erlöser für unser Leben erkennen.
Dazu segne uns Gott, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist.
Amen.

Wünschen wir uns nun gegenseitig ein frohes Weihnachtsfest!

Geschichten zum Vorlesen (ev. nach der Geschenkeverteilung):

Eine Wintergeschichte

von Max Bollinger

Es war einmal ein Mann. Er besaß ein Haus, einen Ochsen, eine Kuh, einen Esel und eine Schafherde. Der Junge, der die Schafe hütete, besaß einen kleinen Hund, einen Rock aus Wolle, einen Hirtenstab und eine Hirtenlampe. Auf der Erde lag Schnee. Es war kalt und der Junge fror. Auch der Rock aus Wolle schützte ihn nicht. „Kann ich mich in deinem Haus wärmen?“, bat der Junge den Mann.
„Ich kann die Wärme nicht teilen. Das Holz ist teuer“, sagte der Mann und ließ den Jungen in der Kälte stehen. Da sah der Junge einen großen Stern am Himmel. „Was ist

das für ein Stern?“, dachte er. Er nahm seinen Hirtenstab, seine Hirtenlampe und machte sich auf den Weg.

„Ohne den Jungen bleibe ich nicht hier“, sagte der kleine Hund und folgte seinen Spuren.

„Ohne den Hund bleiben wir nicht hier“, sagten die Schafe und folgten seinen Spuren.

„Ohne die Schafe bleibe ich nicht hier“, sagte der Esel und folgte ihren Spuren. „Ohne den Esel bleibe ich nicht hier“, sagte die Kuh und folgte seinen Spuren. „Ohne die Kuh bleibe ich nicht hier“, sagte der Ochse und folgte ihren Spuren.

„Es ist auf einmal so still“, dachte der Mann, der hinter seinem Ofen saß.

Er rief nach dem Jungen, aber er bekam keine Antwort.

Er ging in den Stall, aber der Stall war leer.

Er schaute in den Hof hinaus, aber die Schafe waren nicht mehr da.

„Der Junge ist geflohen und hat alle meine Tiere gestohlen“, schrie der Mann, als er im Schnee die vielen Spuren entdeckte. Doch kaum hatte der Mann die Verfolgung aufgenommen, fing es an zu schneien. Es schneite dicke Flocken. Sie deckten die Spuren zu. Dann erhob sich ein Sturm, kroch dem Mann unter die Kleider und biss ihn in die Haut. Bald wusste er nicht mehr, wohin er sich wenden sollte. Der Mann versank immer tiefer im Schnee.

„Ich kann nicht mehr“, stöhnte er und rief um Hilfe.

Da legte sich der Sturm. Es hörte auf zu schneien und der Mann sah einen großen Stern am Himmel.

„Was ist das für ein Stern?“, dachte er.

Der Stern stand über einem Stall, mitten auf dem Feld. Durch ein kleines Fenster drang das Licht einer Hirtenlampe. Der Mann ging darauf zu.

Als er die Tür öffnete, fand er alle, die er gesucht hatte: die Schafe, den Esel, die Kuh, den Ochsen, den kleinen Hund und den Jungen.

Sie waren um eine Krippe versammelt, in der ein Kind lag. Es lächelte ihm entgegen, als ob es ihn erwartet hätte.

„Ich bin gerettet“, sagte der Mann und kniete neben dem Jungen vor der Krippe nieder.

Am anderen Morgen kehrten der Mann, der Junge, die Schafe, der Esel, die Kuh, der Ochse und auch der kleine Hund wieder nach Hause zurück. Auf der Erde lag Schnee.

Es war kalt. „Komm ins Haus“, sagte der Mann zu dem Jungen, ich habe Holz genug. Wir wollen die Wärme teilen.“

Der Engel, der nicht fliegen konnte

Christa Spilling-Nöker

Es war einmal, so beginnen selbst im Himmel die Märchen, ein junger Engel, der ganz neu zu den himmlischen Heerscharen gekommen war. Er tat sich von Anfang an schwer mit dem Leben als Engel, doch machte ihm ein Problem besonders zu schaffen. Er kam, so merkwürdig das auch für die himmlische Welt klingen mag, mit seinen Flügeln nicht zurecht. Anfangs drückten sie ihn, dann juckte es ihn gerade an den Stellen, an denen sie ihm gewachsen waren, am Rücken, ohne dass es ihm möglich war, sich zur Erleichterung ein wenig zu kratzen. Vor allem mit dem Fliegen tat er sich schwer. So sehr er sich auch bemühte, es wollte ihm einfach nicht gelingen, sich mehr als ein paar Meter hoch von einer Wolke abzuheben. Zu groß war die Angst, nach wenigen Sekunden ungeschickt wieder abzustürzen, wie er es nach seinen ersten Flugversuchen mehrfach erlebt hatte.

Am liebsten wäre er diese lästigen Dinger an seinem Rücken wieder losgeworden. Äußerungen in diese Richtung stießen allerdings bei seinen Mitengeln auf herbe Kritik. „Zu einem Engel gehören nun einmal Flügel dazu“, meinten die anderen. „Aber wozu denn?“, fragte der Neue leicht bockig. „Von Liebe und Frieden singen und Gott loben kann ich doch schließlich auch ohne diese Wedel da hintendran.“ „Was sind denn das für Ausdrücke“, mahnte ihn einer der Oberengel, dem es oblag, die Kleinen in die Ordnungen des himmlischen Gemeinschaftslebens einzuführen. Erholte tief Luft und fügte dann in ruhigem Tonfall hinzu: „Die Flügel brauchen wir, um uns leise und leicht in engelsamer Geschwindigkeit von einem Ort zum anderen zu bewegen. Wir werden oft ganz schnell an weit entfernten Orten gebraucht und könnten nicht helfend eingreifen, wenn wir uns mühsam und schwerfällig auf Füßen bewegen würden, wie die Menschen auf der Erde.“

Der Kleine nickte resigniert. Die Antwort des Oberengels leuchtete ihm ein. Dennoch fühlte er sich hier irgendwie fehl am Platz. Aber er wollte es nicht an seinem guten Willen fehlen lassen. Jeden Tag erprobte er sich in neuen Flugversuchen. Doch die Angst, zu versagen und von den anderen nicht als richtiger Engel anerkannt zu werden, lähmte ihn. Sooft er auch zum Fliegen anhub, immer wieder stürzte er ab, bis er seine Anstrengungen eines Tages völlig aufgab. Zu dieser Zeit kümmerte es auch keinen der Engel mehr, wie es um ihn stand. Alle waren unablässig damit beschäftigt, sich auf die Geburt von Gottes Sohn vorzubereiten, die in wenigen Tagen in einem völlig unbedeutenden Ort namens Betlehem stattfinden sollte. Wenigstens fiel er im Engelschor nicht unangenehm auf. Er sang das „Gloria in excelsis“ so klar und rein, dass er zumindest hier als richtiger Engel anerkannt wurde.

Endlich kam der Tag, an dem das wunderbare Ereignis stattfinden sollte. Aufgeregt flatterten alle Engel hin und her, suchten ihre Liedblätter zusammen, stimmten ihre Harfen und Posaunen und machten sich bereit für den gemeinsamen Flug nach Israel. „Nun komm schon!“, rief der Oberengel dem Kleinen zu. „Du wirst doch diese einmalige Stunde in der Weltgeschichte nicht versäumen wollen?“ Mühsam versuchte der junge Engel, seine Flügel zu bewegen, aber auch dieser erste Versuch seit langer Zeit misslang kläglich.

„Dann musst du eben hier oben bleiben!“, riefen die anderen einmütig im Chor. „Wir müssen jetzt los.“ Traurig nickte der kleine Engel und verharrte, als sich die anderen alle hoch in die Lüfte aufschwangen, einsam und verlassen auf seiner Wolke. Wer je behauptet haben mag, dass Engel keine Tränen kennen, wurde in diesem Augenblick Lügen gestraft. Der junge Engel schluchzte so tief, dass sogar sein Heiligenschein Gefahr lief, aufgrund der seelischen Erschütterungen von seinem Kopf zu fallen. Doch die Tränen versiegteten, und der junge Engel war zu neugierig, um nicht doch einen Blick auf die Erde zu werfen, just dahin, wo die anderen gerade das Wunder des göttlichen Geheimnisses priesen. „Halleluja“, sangen sie aus voller Kehle und danach das „Ave Maria“, das er so oft mit ihnen zusammen geübt hatte. Dann aber verließen ihre Stimmen, dass nun, durch die Geburt des Heilands, alle Leiden und Schmerzen überwunden würden und jede zerrissene Seele heil werden könne. Niemand müsse sich mehr fürchten oder Angst davor haben, zu versagen oder angeblich nichts wert zu sein. Das Wunder von Weihnachten bedeute, dass niemand nach seinen Leistungen bewertet werden dürfe, sondern dass sich jeder in aller Freiheit zu dem entfalten könne, der er ist.

Diese Töne trafen den kleinen Engel mitten ins Herz. Wenn diese Worte nicht nur den Menschen auf der Erde, sondern auch ihm gelten würden, dann bräuchte er sich seiner Unfähigkeit beim Fliegen nicht länger zu schämen. Dann musste er sich nicht länger davor fürchten, von den anderen belächelt, verachtet oder gar aus dem Kreis der Engel ausgestoßen zu werden. Ein unglaubliches Glücksgefühl durchfuhr ihn. Er war innerlich so beschwingt, dass er ganz unmerklich seine Flügel bewegte und sie vor Begeisterung über das, was er gehört hatte, derart kraftvoll bewegte, dass er sich, das erste Mal in seinem Engelsdasein, weit in die Lüfte erhob. „Halleluja“, sang er aus vollem Herzen und eilte mit mächtigen Flügelschlägen hin zu dem Ort, an dem sich das Wunder des Heils ereignet hatte. Unmerklich mischte er sich unter die jubelnde Engelsschar. Als diese das große „Gloria in excelsis Deo“ anstimmte, war er es, der das Wunder von Weihnachten am lautesten pries.

Die Weihnachtskrippe

„Das muss der kleine Clemens sein. Hallo, ich bin die Nadja!“ Clemens findet sich überhaupt nicht klein, schließlich ist er letzte Woche vier geworden und deshalb findet er die Nadja schon einmal blöd. Aber Mama will mit Nadja reden. Wie viele Kinder denn in einer Gruppe sind, was es zum Mittagessen gibt und ob sie auch bei Regen rausgehen. Clemens würde viel lieber schauen, was es mit dem großen Elefanten auf sich hat, der ganz hinten am Fenster steht, und deshalb zerrt er ein bisschen an Mamas Hand. Aber Mamas Griff ist eisern. Keine Chance.

Ob sie denn auch Weihnachten und Ostern feiern, will Mama wissen. „Aber ja“, nickt Nadja eifrig. „Die religiöse Erziehung der Kinder ist uns sehr wichtig. Genauer gesagt: die interreligiöse Erziehung. Wir feiern zum Beispiel auch das Zuckerfest.“ Clemens hat keine Ahnung, was interreligiös ist, aber Zuckerfest, findet er, das klingt schon mal gut. Dabei fällt ihm etwas ein und er nestelt in seiner Anoraktasche, bis er schließlich zufrieden einen zerdrückten Kinderriegel hervorzieht. Den hat Oma ihm zugesteckt. Weil man ja nie wisse, hat sie gesagt, was es in so einem Kindergarten zu essen gibt. Clemens mag Oma sehr. Oma kennt die besten Geschichten, auch die ganz gruseligen, die Mama nie erzählt. Außerdem haben sie beide genau den gleichen Geschmack. Zum Beispiel backt Oma einen Kuchen, der heißt Hundeschнауze. Da ist aber kein Hund drin, sondern ganz viel Schokolade. Deshalb schmeckt der so gut. Clemens leckt sich die Lippen.

Nadja runzelt die Stirn. „Wir legen großen Wert auf gesunde Snacks. Und das Mittagessen ist vegan. Das ist gut für den Säure-Basen-Haushalt.“ Nadja blickt stolz, als erwarte sie, dass ihr jemand auf die Schulter klopfte. Aber Mama nickt nur etwas angespannt und Clemens beißt in seinen Schokoriegel.

„In der Adventszeit stellen wir jedes Jahr unsere schöne Krippe auf“, fährt Nadja fort und zeigt auf einen niedrigen Tisch mit Holzfiguren. „Damit sich die Kinder alles so richtig vorstellen können. Wir haben uns bewusst für unlackierte, wenig bearbeitete Figuren entschieden. Das regt die Fantasie der Kleinen an. Sie wurden von einem israelischen Künstler eigens für uns angefertigt.“ Nadja schaut schon wieder stolz und Mama nickt zerstreut. „Zu Hause haben wir Playmobil...“ - „Benutzen wir gar nicht“, fällt Nadja ihr ins Wort. „Die grellen Farben, das unablässige Lachen...“ Sie schüttelt bedenklich den Kopf, dass ihre Ohrringe nur so wackeln. Clemens versteht nicht, was an Lachen schlecht ist.

Paps sagt immer: „Lach doch mal“, wenn Mama wieder einmal grummelt, und meistens klappt es.

„Kommen Sie, wir machen einen Rundgang. Clemens darf bei den Spielsachen bleiben. Willst du?“ Er würde lieber raus, zu den anderen Kindern, aber dann beschließt er, sich erst einmal den Elefanten anzuschauen.

Der ist eine Enttäuschung. Man kann nicht auf ihm reiten und weiches Fell hat er auch nicht. Also geht er zu der Krippe hinüber. Er weiß genau, was eine Krippe ist. Paps hat es ihm erklärt. Da sind ein Mann und eine Frau, genau wie Mama und Paps. Und die kriegen ein Kind. Das hatten sie gar nicht geplant, so wie Clemens auch nicht geplant war. Erst dachten sie: „Hui, was machen wir denn jetzt?“ Aber dann freuten sie sich sehr, weil ein Kind doch eigentlich etwas sehr Niedliches ist. Nur eine Wohnung hatten sie nicht, aber dafür fanden sie einen Stall und ganz viele Leute kamen zu Besuch und alle brachten Geschenke mit. Genau wie bei Cynthia, Clemens' kleiner Schwester. Als die geboren wurde, kamen auch lauter Leute und brachten Kuchen und Stofftiere und eine Decke mit Sternen und sogar ein Auto für Clemens. Und alle haben sich ganz viel gefreut.

Aber diese Krippe ist komisch. Die Leute haben gar keine Gesichter, nicht einmal einen Mund, sodass sie nicht lachen können. Selbst wenn sie wollten. Alle haben die Schultern komisch hochgezogen und scheinen auf den Boden zu starren. Ob ihnen etwas peinlich ist? Clemens schaut immer auf den Boden, wenn er sich ein bisschen schämt. Gerade letztens hat er Cynthia gezwickt, weil sie seinen Legoturm umgeworfen hat, an dem er zwei Nachmittage lang gebaut hat. Das war wirklich zum Schreien! Da half es auch nichts, als Mama sagte, dass Cynthia das nicht mit Absicht gemacht hat. Warum tat sie es dann?

Aber wofür sollten sich die in der Krippe schämen? Sie werden doch wohl kaum das Jesusbaby gezwickt haben, oder?!

Geschenke gibt es auch nicht. Nachdenklich nimmt Clemens eine Figur in seine Hand. Plötzlich kommt ihm ein Gedanke. Aber natürlich! Sie sind noch nicht fertig. Das ist es!

Als Mama wiederkommt, läuft er ihr stolz entgegen. Aber was ist mit Nadja? Ihr Gesicht ist auf einmal ganz weiß und sie schaut so, wie Opa schaut, wenn er eine Zitrone auslutscht. Er wusste ja gleich, dass sie sonderbar ist. „Die Krippe“, japst sie, „was hast du gemacht?“ Clemens denkt, dass das jetzt aber wirklich eine blöde Frage ist. Das sieht man doch. „Ich habe ihnen Gesichter gemalt. Damit sie sich freuen können. Jetzt lachen alle“, stellt er befriedigt fest. Und dem Jesuskind hat er noch einen Schnuller gemalt, er weiß nämlich von Cynthia, wie schlimm es ist, wenn ihr der Schnuller fehlt. Dann weint sie und kann nicht schlafen. Der Schnuller ist ihm nicht ganz so gut gelungen, er sieht aus wie ein roter Fleck, fast könnte man meinen, das Jesuskind habe einen großen Kussmund. Aber alles in allem ist Clemens doch sehr zufrieden mit seinem Werk.

Mama atmet einmal tief durch, und dann nimmt sie seine Hand und sagt: „Komm Clemens, wir gehen. Vielen Dank für die Führung. Und“, fügt sie hinzu, „Sie haben recht. Diese Figuren regen wirklich die Fantasie der Kinder an. Hervorragendes Konzept!“

Als Lia den Himmel fand

„Papa, wo wohnt Gott?“

„Gott? Im Himmel.“ Herr Großbauer hat sich noch nie Gedanken darüber gemacht, wo Gott wohnt. Das ist kein böses Desinteresse, sondern allein der Tatsache geschuldet, dass sie einander noch nie begegnet sind. Jedenfalls aus Herrn Großbauers Sicht. Es gibt ihn irgendwo, aber es spielt keine Rolle. Gott und er, findet Herr Großbauer, leben in zwei Universen.

Lia, seine Tochter, reicht jedoch die Ortsangabe „Himmel“ voll und ganz. Das ist doch schon etwas!

Den Himmel kann man sehen, also kann er nicht allzu weit weg sein, wie China zum Beispiel, das man nicht sehen kann.

Lia würde Gott gern einmal besuchen. Um zu sehen, wie er wohnt, und ob er ein Haustier hat und einen Garten, so wie Lia. Und es könnte ja auch sein, denkt Lia, dass Gott sie gern einmal kennen lernen würde.

Um zu schauen, ob Gott vielleicht gerade aus seinem Himmel schaut, beschließt Lia rauszugehen, was Herrn Großbauer nicht unrecht ist, weil er so in Ruhe seine Zeitung lesen kann.

Es ist ein sonniger, kalter Tag. In der Nacht hat es geregnet, was Lia schade findet. Schnee wäre besser gewesen. Lia legt den Kopf in den Nacken und schaut. Schäfchenwolken ziehen vorbei. Das sieht hübsch aus, aber Gott entdeckt sie nicht.

„He“, ruft sie, „bist du da?“ Keine Antwort. Vielleicht schläft er noch. Vielleicht hört er sie aber auch einfach nicht. Lia stellt sich auf die Zehenspitzen, ruft noch einmal und schaut angestrengter. Nach zwei Minuten tut ihr der Nacken weh.

So geht es nicht, denkt sie, ich muss näher dran. Aber wie? Alles Gute kommt von oben, sagt Opa immer. Lia hat sich noch nie Gedanken darüber gemacht, aber auf einmal findet sie das komisch. Wie sollen denn all die guten Sachen auf die Erde kommen? Sie hat schon Regentropfen fallen sehen, auch Hagel und wenn man Glück hatte, sogar Schnee. Aber Sachen? Sie stellt sich vor, wie Bananeneis vom Himmel fällt oder Flummis oder Opas Tabletten, die er unbedingt braucht, weil sonst sein Herz ausgeht. Wenn man doch nur einmal hineinschauen könnte, in den Himmel! Aber dafür müsste man näher herankommen. Lia schaut sich um. Die Leiter! Mit der Leiter haben sie im Sommer Kirschen gepflückt. Lia läuft zum Kirschbaum. Sie steht noch da. Mama schimpft immer, dass Papa nie aufräumt. Ein Glück. Lia klettert die Sprossen hoch. Sie ist eine Kletterin. Aber sie merkt sofort, dass es noch nicht reicht. Also höher. In den Kirschbaum hinein. Er hat schöne dicke Äste. Ein idealer Kletterbaum.

Lia weiß genau, wohin sie treten muss, um nach ganz oben zu kommen, dort, wo sich die Äste gabeln und einen Sitz bilden, von dem aus man bis zum Wald sehen kann.

Lia legt wieder den Kopf in den Nacken. Das ist gar nicht so leicht, weil man das Gleichgewicht halten muss. Sie hält sich fest, schaut und ist enttäuscht. Der Himmel ist kein Stück näher gekommen. Offenbar bringt es überhaupt nichts, irgendwo hinaufzuklettern. Will Gott nicht, dass man ihn besucht? Warum sonst sollte er sich einen so unerreichbaren Wohnort ausgesucht haben? Opa wohnt auf dem Land, aber zu ihm fährt wenigstens ein Bus. Sie erwägt kurz, ob sie es mit dem Dach versuchen soll. Aber erstens ist es nicht viel höher als der Kirschbaum und zweites könnte es Ärger mit Papa geben. Enttäuscht schaut sie hinunter auf die Straße, die eigentlich keine richtige Straße

ist mit Asphalt und so, sondern nur ein Sandweg mit lauter Pfützen. Mama ärgert das, weil das Auto immer so dreckig wird, aber Lia findet es gut, weil man mit Gummistiefeln hineinspringen kann. Und gerade während sie daran denkt, die Gummistiefel rauszuholen, sieht sie es: der Himmel.

Er ist da unten. In den Pfützen spiegeln sich die Wolken und das Wasser leuchtet blau. Aufgeregt klettert Lia von ihrem Baum und läuft zu einer besonders großen Pfütze. Und tatsächlich, da ist er, der Himmel. Man kann sogar hineingreifen. Irgendwo hier, denkt Lia, wohnt Gott. Sie sagt „Hallo“ und entdeckt eine Ameise und einen toten Marienkäfer. Ein bisschen von ihrem Gesicht sieht sie auch. Es lächelt sie an. Lia sitzt ganz still. Sie hat ihr Kinn auf die Hand gestützt und schaut. Eine Meise hüpft heran und trinkt zwei Schlucke. Lia rührt sich nicht. Ihr gefällt, was sie sieht. Den Marienkäfer wird sie nachher begraben. Das hat sie schon einmal gemacht, mit einer Maus.

„Du bist schlau“, sagt sie zur Ameise oder zur Meise oder zu der Wolke in der Pfütze und meint Gott, „ich würde den Himmel auch auf die Erde tun. Da kommt man viel besser dran. Da oben in den Wolken, das ist doch nichts.“

„Na Lia, was machst du Schönes?“, posaunt eine Stimme, sodass sie fast in die Pfütze fällt. Es ist Frau Mückenbein. Sie wohnt nebenan und ist eigentlich ganz nett. Sie spielt Klavier. „Ach“, sagt Lia leichthin, „ich schaue mir den Himmel an.“ Frau Mückenbein lacht. „Aber Schätzchen, der Himmel ist doch da oben!“
„Ja“, nickt Lia nachsichtig, „das habe ich auch einmal geglaubt.“

Die Weihnachtsdiebe

Als meine Frau am Morgen des 24. Dezember aufgeregt ins Wohnzimmer stürzte und vom Verschwinden unserer Laterne berichtete, blieb ich gelassen. Ich murmelte etwas wie „Mm-hmm“ und vertiefte mich wieder in mein Buch. Die Laterne war aus Buchenholz geschnitzt, hatte vier Glasfenster und beleuchtete unsere Haustür in den Wintermonaten. Man stellte eine große Kerze hinein und sie gab ein schönes, warmes Licht. Ich mochte die Laterne sehr. Aber ich war froh, dass sie weg war. Ich wusste, Jenni hat sie.

Jenni heißt eigentlich Jens. Meiner Frau hatte ich noch nicht von ihm erzählt, und auch von den anderen nicht, von Max und Claudia. Es war mein Geheimnis. Oder besser gesagt, es war unsere Geschichte. Obwohl eigentlich klar war, dass sie über kurz oder lang davon erfahren musste. Schließlich verschwanden Dinge. Dinge, die uns gehörten.

Ich lernte Jenni kennen, als ich dreizehn war. Er und Claudia wohnten in den Blöcken am Ende der Straße. „Da wohnt nur Gesocks“, sagte meine Mutter verächtlich. Ich hörte nicht auf sie. Ich hatte Jenni auf dem Spielplatz getroffen. Er rauchte, obwohl er höchstens vierzehn war. Ich fand das cool. Außerdem trug er eine Jeansweste mit Aufnähern von Pearl Jam und Nirwana. Er hatte eine Schwester, die hieß Claudia. Sie war ein Jahr jünger, hatte rehbraune Augen und neonfarbene Ohringe. Ich fand das toll. Ich war verliebt in Claudia.

Und dann war da noch Max: Max hatte hängende Schultern und hörte Roxette. Ansonsten war er ein feiner Kerl. Er hatte es nicht leicht. Seine Eltern verstanden sich nicht sehr gut miteinander und stritten ständig.

Jenni und Claudia waren meistens allein, weil ihre Mutter ein Gasthaus hatte und tagsüber oft gleich dort schlief. Abends arbeitete sie dann. Manchmal sahen die beiden ihre Mutter eine ganze Woche nicht. Aber sie ließ Geld da und eine Katze hatten sie auch. Sie hieß Fanny.

Dass Jenni und Claudias Mutter nie da war, fanden wir alle nicht schlecht. So hatten wir die Wohnung für uns. Meine Mutter mochte nämlich keinen Besuch. Meistens lag sie mit Kopfschmerzen auf dem Sofa und schimpfte auf die Welt. Man musste dann alle Vorhänge zuziehen und sehr leise sein. Mein Vater hatte uns verlassen. Das heißt, ich sah ihn jeden Sonntag, aber irgendwie zählte das nicht, weil die drei Stunden bis zum Abendessen kurz und künstlich waren. Ich war nicht gern zu Hause in dieser Zeit. Also ging ich zu Jenni und hoffte, Claudia würde aufkreuzen. Was sie auch meistens tat. Wir warteten dann auf Max und gingen ins Einkaufszentrum.

Das Einkaufszentrum war eigentlich gar kein richtiges Einkaufszentrum, sondern ein großer Supermarkt mit einem extra Getränkemarkt. Davor gab es ein paar Stände mit Oliven und solchen Sachen und auch einen Mister Minit, einem Zeitschriftenstand und ein Blumengeschäft. Wir drückten uns meist bei dem Zeitschriftenstand herum und versuchten unauffällig in der Bravo zu lesen, aber der Verkäufer, ein mürrischer schnauzbärtiger Mann, jagte uns jedes Mal fort. Dann stellte sich einer von uns in die Nähe der Kasse, als warte er auf jemanden und ließ etwas mitgehen - eine Tafel Schokolade oder eine Cola. Das ging ganz einfach. Wir fischten sie einfach aus den Sachen auf dem Fließband. Wenn die Leute mit dem Bezahlen beschäftigt waren, merkten sie das gar nicht. Wir hatten auch kein schlechtes Gewissen, sie kauften ja so viel. Bei uns zu Hause gab es nie Schokolade. Wenn meine Mutter daran dachte, einzukaufen, brachte sie nur Mon Cherie mit und so ein Zeug. Sie vergaß einfach, dass sie ein Kind hatte, das so etwas nicht aß. Deshalb fand ich Schokolade toll.

Eines Tages lotste uns Jenni alle hinaus. Draußen schneite es, Weihnachten stand vor der Tür. Er zeigte uns seine Beute: ein ferngesteuertes Auto. So etwas hatten wir noch nie geklaut. „Bist du verrückt?“, rief ich. Es kam mir falsch vor, „das kannst du nicht machen. Das kriegt doch irgendein Kind zu Weihnachten!“ Zum ersten Mal hatte ich ein schlechtes Gewissen. Eine Schokolade, okay, die vermisst keiner. Aber ein Auto? „Ist doch egal“, versuchte Jenni zu beschwichtigen, „die haben bestimmt voll viel Geld!“ „Und wenn nicht?“ Ich stellte mir eine arme Familie vor, die lange gespart hatte und nun kein Geschenk für ihren kleinen Buben hatte. Das fand ich traurig. Nach einigem Hin und Her entschieden wir, das Auto weiter zu verschenken. An irgendjemanden, der kein Geld hatte. So wäre die Gerechtigkeit wiederhergestellt.

Das war der Anfang. Seit diesem Nachmittag behielten wir nichts mehr für uns. Wir suchten die vollsten Einkaufswagen aus, klauten etwas besonders Schönes und gaben es weiter. Es war nicht schwer, Bedürftige zu finden. In unserem Viertel wohnten viele. Und ein paar Bettler gab es auch. Für die klauten wir natürlich kein Auto, sondern eine Haube, einen Schal oder einen Rucksack. Einmal legten wir eine ganze Salami hin.

Wir wurden nie erwischt. Ich glaube, den meisten fiel gar nicht auf, dass etwas fehlte. Auf einmal hatte unser Leben einen Sinn. Das war unsere Rettung. Wir hörten auf herumzugammeln. Drogen, Alkohol und alles das ging an uns vorbei. Wir hatten zu tun. In Jennis und Claudias Wohnung legten wir ein kleines Lager für die Dinge an, die wir nicht

sofort weitergaben. Ich war nicht mehr traurig, wenn meine Mutter wieder einmal vergessen hatte, dass sie einen Sohn hat, und ihren Urlaub für sich allein buchte. Max ertrug die Streitereien seiner Eltern mit Gleichmut, und seine Schultern hingen nicht mehr.

Irgendwann wurden wir erwachsen. Jenni zog im Sommer auf eine Alm und arbeitete dort von nun an jede Saison. Er liebte seine Kühe und einen Hund hatte er auch. Claudia heiratete irgendwann, ohne dass ich sie je geküsst hatte. Max wurde Priester und ich studierte Jura.

Wir treffen uns nicht mehr oft, nur zu Weihnachten sind wir alle da. Und dann, in den Nächten vor dem Fest, verschwinden Dinge. Einer nimmt sie vom anderen und gibt sie dem Dritten. Ich werde später bei Claudia noch das Fahrrad aus der Garage holen. Es ist ein Mountain Bike, und sie benutzt es fast nie. Jenni wird es auf seiner Alm gut brauchen können. So machen wir es immer. Eine Erinnerung an die alten Zeiten. Ich will nicht wissen, was aus uns geworden wäre, wenn wir nicht zu klauen begonnen hätten.

Das Licht im Fenster

Als ich vor einigen Jahren in die Stadt zog, fühlte ich mich verloren. Ich war es nicht gewohnt, zwischen so vielen Menschen zu leben, von denen niemand grüßte. Meine Wohnung lag im zweiten Stock. Unter mir lebte ein älterer Herr mit Hund, den ich manchmal auf der Straße sah. Neben mir gab es eine Wohngemeinschaft mit wechselnder Besetzung. Im ersten Jahr hängte ich zu Weihnachten einen Schokoladenstern an jede Tür. Ich schrieb einen kurzen Gruß dazu, aber als ich nie etwas daraufhin hörte, wiederholte ich es im nächsten Jahr nicht.

Vor dem Haus verlief eine stark befahrene Straße. Abends staute sich der Verkehr, und manchmal stand ich am Fenster und konnte nicht umhin, die Lichter romantisch zu finden, obwohl es doch nur Autos waren.

Mit der Zeit lernte ich das Viertel kennen. Ich wurde Stammgast in dem portugiesischen Café an der Ecke und der Mann im Getränk Laden hielt öfter einen kleinen Plausch mit mir. Ich mochte den Park mit seinen fußballspielenden Jungs und abends gewöhnte ich es mir an, die paar Meter hinunter zur Elbe zu gehen.

Dann kam der Winter. Die blaue Stunde tauchte die Häuserfassaden in unwirkliches Licht. An einem dieser Abende bemerkte ich zum ersten Mal die Kerze. Sie stand im gegenüberliegenden Fenster im dritten Stock. Ich weiß nicht, warum ich sie bis dahin nie wahrgenommen hatte, denn gebrannt haben musste sie auch vorher schon. Ich mochte es, hinüberzuschauen wie in ein Puppenhaus. Fremde Menschen bewegten sich in kleinen Zimmern. Sie sahen fern oder versammelten sich um einen Tisch zum Abendbrot. Manche schienen zu streiten und eine Frau begann immer um sechs Uhr zu bügeln. Die wenigsten hatten Vorhänge, sodass es wie ein lebendiges Gemälde aussah.

Die Kerze brannte den ganzen Abend, manchmal flackerte sie einen Augenblick, als wollte sie zeigen, dass sie echt ist und keine von diesen elektrischen Lichterketten, von denen es auch einige in der Straße gab. Ich ging zu Bett, und es hatte etwas Beruhigendes zu wissen, dass die Kerze weiterhin brannte, auch in der Nacht. Eines Abends sah ich, wie eine alte Frau sie anzündete. Sie benutzte ein Streichholz. Ihr Haar war schlohweiß und sie hatte sich eine Art Stola um die Schultern gelegt. Die Kerze brannte stets länger, als ich wach war. Dabei spielte es keine Rolle, ob ich schon um zehn zu Bett ging oder erst nach Mitternacht. Sie erinnerte mich an das Nachtlicht aus Kindertagen, das meine Mutter immer in die Steckdose steckte, damit wir uns nicht fürchteten vor den Monstern der Dunkelheit.

Als der Frühling kam, hörte die alte Frau nicht auf, die Kerze zu entzünden. Sie tat es nur später - immer wenn die Dämmerung kam. Ich wurde neugierig. Warum tat sie das? Hatte sie keine Angst vor einem Brand? Denn irgendwann musste die alte Frau schließlich auch schlafen gehen. Einmal stellte ich den Wecker auf halb vier, nur um zu sehen, ob die Kerze tatsächlich noch brannte. Sie tat es. Es war das einzige Licht weit und breit. Ich bemerkte, wie ich begann, abends nach der Flamme zu schauen. Dann ging ich beruhigt ins Bett. Es war ein Gefühl, als passte jemand auf mich auf.

Schließlich kam der Tag, an dem ich meinen Mut zusammennahm. Es war der letzte Sonntag vor dem Weihnachtsfest, der vierte Advent. Ich legte einige meiner selbstgebackenen Kekse in eine schöne Schachtel, zog eine Jacke über und ging hinüber zu ihrem Haus. Dort studierte ich die Namensschilder und als ich kombiniert hatte, welches zu ihrer Etage gehören musste, klingelte ich. Der Summer ging. Ich stieg die Treppe hinauf, und da stand sie: Die alte Frau aus dem Fenster. Etwas verlegen erklärte ich ihr, dass ich seit fast einem Jahr die Kerze in ihrem Fenster sah und mich darüber freute, aber mich auch fragte, was es für eine Bewandnis damit habe. Sie bat mich hinein.

Sie musste sehr alt sein. Ihr Haar war ganz weiß und ihr Gang war der Gang alter Leute, die bereits ein paar Zentimeter geschrumpft sind. Aber sie hatte ein reizendes Lächeln und kochte uns Tee. von den Keksen kostete sie sofort. „Ja“, sagte sie dann, „die Kerze ist für meinen Mann“. Und dann begann sie, ihre Geschichte zu erzählen.

Sie war von Amrum. Dort hatte sie als junges Mädchen ihren Mann kennen gelernt. Er war Walfänger, einer der letzten, die es zu der Zeit noch gab. Ihr Vater warnte sie, dass es kein leichtes Leben werden würde mit einem Mann, der ein halbes Jahr auf See war, irgendwo zwischen den Lofoten und Spitzbergen im Eismeer. Aber sie hatte ihr Herz verschenkt. Und so heirateten die beiden. Er war ein stattlicher Bursche, erzählte sie, groß und blond, mit kräftigen Armen von der Arbeit an Bord. Er liebte die See und jedes Mal, wenn er zurückkehrte, erzählte er ihr Geschichten von Meerjungfrauen und Polarlichtern, deren gespenstisches Grün in den langen Nächten über die Wellenkämme des Meeres flackerte. Er hatte keine Angst vor dem Meer, und sie vertraute ihm, obwohl sie natürlich wissen musste, dass fast jede Familie schon einen Mann an die See verloren hatte. Es gab den Brauch, erzählte sie mir, in den ersten Herbstnächten eine Kerze ins Fenster zu stellen, damit die Männer nach Hause fanden. Denn es gab damals noch keinen Strom auf der Insel.

Dann kam das Jahr, in dem die Herbststürme früher begannen als sonst. Die Wellen standen meterhoch, und noch längst waren nicht alle Schiffe zurück. Der Oktober kam und ein viel zu früher Winter begann. Die See fror zu, Eisschollen türmten sich am Strand und der Ostwind biss in die Wangen. Bis in den April hinein lag Schnee und erst Anfang Mai wagten es die ersten Narzissen ihre Köpfe herauszustrecken. Doch noch immer kein Boot. Der Sommer kam, und schließlich wurde es wieder Herbst. Die junge Frau zündete nach wie vor jeden Abend eine Kerze an, damit ihr Liebster nach Hause fände. Ein weiteres Jahr endete. Die anderen Frauen hatten längst ihre Witwentracht angelegt. Sie jedoch weigerte sich. „Er wird kommen“, sagte sie fest. Doch die Jahre vergingen. „Such dir einen neuen Mann“, „kann man nichts machen“, rieten die Leute, „das Leben muss weitergehen, auch wegen der Kinder. Die brauchen einen Vater.“ Und sie war doch noch junge genug. Aber sie sagte nur: „Ich habe einen Mann.“

Irgendwann ging sie nach Hamburg. Die Kinder begannen zu studieren, sie gründeten Familien und die alte Frau bekam Enkel. Später auch Urenkel.

„Und seitdem“, fragte ich ehrfürchtig, „brennt die Kerze?“ Die alte Frau nickte. „In dieser großen Stadt wäre er doch verloren! Aber so kann er mich finden, wenn er nach Hause kommt.“ Und dann lächelte sie. ‚Wie ein junges Mädchen‘, dachte ich.